

Der geometrische Alptraum

Jean-Philippe Toussaints Miniaturroman „Das Badezimmer“ /
Von Benjamin Henrichs

VON Benjamin Henrichs | 09. Oktober 1987 - 13:00 Uhr

Welch ein gewaltiges Werk - aber auch, welch ein winziges! Einen „Roman“ nennt der Autor stolz sein Buch; und wirklich; es macht der Gattung alle Ehre. Staunend steht der Leser vor einer Roman-Trilogie von nicht weniger als 170 Kapiteln (40 plus 80 plus 50). Doch das längste Kapitel ist nur wenige Seiten lang, das kürzeste besteht aus fünf Buchstaben und einem Punkt und heißt: „Jetzt“. Dieses Kapitel übrigens (I, 14) ist einer der erotischen Gipfelpunkte des Romans. Aber davon jetzt noch nichts.

Kaum ein halbes Pfund schwer und 24 Mark teuer, weckt Jean-Philippe Toussaints Roman „Das Badezimmer“ erst einmal den Verdacht, eine Art Mogelpackung zu sein - der Stückpreis pro Wort jedenfalls ist beträchtlich. Nun will es der Leser (verblüfft oder geblüfft?) genauer wissen - doch noch bevor er sich kopfunter in das erste der 170 Kapitel stürzen kann, bleibt er an einem neuen Rätsel hängen; am Motto, das Toussaint seinem Buch vorangestellt hat. Es ist der Lehrsatz des Pythagoras: „Die Summe der Quadrate über den beiden Seiten (Katheten) ist gleich dem Quadrat der gegenüberliegenden Seite (der Hypotenuse).“ „Paris - Hypotenuse - Paris“ also heißen die drei Teile des Romans, „die Hypotenuse“, weiß der Klappentext, „ist Venedig“.

An dieser Stelle schon befällt den eifrigen Leser ein erstes, leises Schwindelgefühl. Eine rasche Kopfrechnung (40 hoch zwei plus 50 hoch zwei gleich 80 hoch zwei?) führt zu keinem erleuchtenden Ergebnis. Überall Fallen, falsche Wegweiser. Vielleicht ist der Roman überhaupt kern Roman. Vielleicht ist Jean-Philippe Toussaint (von dem der Hanser-Verlag diesen Lapidar-Lebenslauf mitteilt: „geboren 1957 in Brüssel, lebt heute auf Korsika, studierte politische Wissenschaften in Belgien und Frankreich“) gar nicht Jean-Philippe Toussaint?

Kurzum: noch bevor der Leser die Lektüre beginnt, ist er in der genau richtigen Verfassung dazu - verwundert, verwirrt, mißtrauisch. Auf jede Art Schwindel gefaßt. Das Spiel beginnt. Vorsicht, der Herr gegenüber, der Autor, könnte ein Falschspieler sein!

•fr

Der Held des Buches, der Erzähler, hat keinen Namen. Seine Geliebte hat bloß einen Nachnamen, aber der, immerhin, läßt an Island denken, an Geysire und Vulkane: Edmondsson. Edmondsson ist so etwas wie der Schutzund Rettungengel für den Erzähler bei seinem lebensbedrohenden Projekt: Er will sich aus der Welt zurückziehen, ins Glück, ins Nichts, was für ihn dasselbe ist.

Der Fluchtort unseres Helden ist das Badezimmer - sein Kerker, seine zefin Quadratmeter Utopiai fensterlos. Ganz beiläufig beginnt er (und beschreibt er) sein irres Experiment. Nichts Besonderes, nur keine Aufregung bitte . . .

„Das Badezimmer“ gehört also dem ehrwürdigen Genre der Abenteuerund Aussteigerromane an - und stellt dessen Konventionen sogleich kühn auf den Kopf. Der klassische Aussteiger steigt aus seinem Leben aus, um endlich einmal etwas zu erleben; Toussaints Held steigt aus, um endlich nichts mehr zu erleben. Man kann es wirklich nur mit einem Kalauer sagen: Er steigt aus, indem er (in die Badewanne nämlich) einsteigt.

In der Badewanne ist unser Held gerettet und am Ziel. Jetzt kann er der anstrengenden Beschäftigung nachgehen, nichts zu tun - woran wir sehen, daß er beileibe nicht das erste Exemplar seiner Gattung ist. Toussaints Held hat ehrwürdige Vorfahren: den langweilekranken Prinzen Leonce, den Sofabewohner Oblomow, Beckens Mülleimermenschen.

Ließe man den Auswanderer auf seiner Badezimmer-Insel allein, wäre das Buch nun ganz schnell zu Ende. Aber natürlich gönnt die mißgünstige Welt unserem Helden sein Glück (seinen stillen Selbstmord) nicht. Die Welt lockt - in Edmondssons anmutiger Person. Und sie droht - in Gestalt von zwei sonderbaren Polen (verdächtig), Künstlern (doppelt verdächtig), die angeblich nur die Wohnung streichen wollen, ihren Besuch aber

Romancier aus Belgien: Jean-Philippe Toussaint täuscht und blufft den Leserzu dessen Vergnügen: „Das Badezimmer“ ist ein Ort des Abenteuers anderer Art

erst einmal damit beginnen, einen Haufen Tintenfische auf die penibelste und unappetitlichste Art im Spülbecken zu zerlegen.

Natürlich sagt Toussaint nicht, was die Eindringlinge „wirklich“ wollen. Natürlich hat er auch nicht gesagt, warum sein Held am betriebsamen Leben nicht länger teilnehmen will. Natürlich weiß Toussaint, daß ein Horror-Autor niemals einen vernünftigen Grund für all die dunklen Geschehnisse nennen darf - nur, wenn er nichts erklärt, bleibt seine Erzählung im Schattenreich des Grundlosen, Abgründigen, Bodenlosen.

Der namenlose Held, die ungreifbare Bedrohung, die trügerische Monotonie einer Erzählung, die genauso mautfaul zu sein scheint wie ihr Held: In seinen stärksten Momenten erinnert Toussaints Roman an ein Stück von Pinter, an einen Film von Polanski. Der glitschige Tintenfisch im Spülstein ist ein ähnlich erlebener Schock wie die Aale im Kühlschrank in „Ekel“ oder die rohen Eier in „Wenn Katelbach kommt“.

Was aber wird aus den pohlischen Besuchern? Was aus dem gruseligen Abendmahl? Was aus den Tintenfischen, die jetzt, genau am Ende des ersten Teils der Trilogie, schwarztröpfend im Spülstein liegen? Nichts wird. Die Kunst, im richtigen Augenblick

weiterzuerzählen, gehört zu den schönsten Stücken in Jean-Philippe Toussaints Trickrepertoire.

„Ich reiste unvermittelt ab“, erzählt uns der Erzähler (er hat also das Badezimmer verlassen). Was bleibt uns übrig, als mitzureisen? Auch wenn sich das Gefühl, um den „Roman“ betrogen worden zu sein, schon wieder störend meldet.

Wir sind nun im 41. Kapitel, unterwegs nach Venedig. Oder anders gesagt: Die Fahrt auf der Hypotenuse beginnt. einiger Routine, stellt Toussaint das Genre auf den Kopf. Denn unser Held Namenlos reist mit dem definitiven Entschluß, nichts zu sehen, nichts zu erleben. Bund zu sein, nach außen und nach innen. Was sollte der Anti-Held eines Anti-Romans auch anderes unternehmen als eine Anti-Reise?

Toussaints Erzähltechnik ist der fortgesetzte Betrug, der notorische Bluff. Ständig werden Ereignisse dräuend angekündigt, doch keines findet jemals statt. Ständig werden die Kulissen aufgebaut für ein Drama, das nicht gespielt wird. Ständig ziehen sich Wolken zusammen für ein Unwetter, das nicht losbricht.

Unser Held, der Höhlenbewohner, hat lediglich die Höhle gewechselt: vom Pariser Badezimmer ins venezianische Hotelzimmer. Seine Expeditionen führen allenfalls in die Hotelbar oder (noch aufregender) in ein Kaufhaus, zum Unterhosenkauf. Es geschieht nichts, das aber in unheilswangerer Atmosphäre. Selbst die Alpträume des Helden sind „streng geometrisch“, farblos, ereignislos.

Der Reisende hat kein Ziel und keinen Gedanken; er läßt sich treiben. Die Haltung des Erzählers ist die des Forschers. Sein Forschungsprinzip: die Gleichgültigkeit. Der Gegenstand seiner Forschung: das Nichts. Als sei die ganze Schöpfung so erschöpft und so tatenlos wie unser Held.

Beinahe alles tut der Erzähler, um uns auf seiner italienischen Reise ein uninteressanter, ja unerquicklicher Reisegefährte zu sein. Venedig in Grau, ein verlorener Tag. Und trotzdem folgen wir gebannt seinen Spuren.

Denn Toussaint beherrscht das Spiel der hohlen Versprechungen, der listigen Täuschungen mit einer für einen „Anfänger“ beträchtlichen Könnerschaft. Die Psychologie der Leere, die Dramaturgie der Löcher, die Sprache der Sprachlosigkeit haben in ihm einen neuen Meister gefunden (ob Großmeister oder Kleinmeister, ist noch nicht heraus).

Nur selten unterläuft dem Autor ein kleinerer Kunstfehler. Nur manchmal, einen Satz lang, erklärt Toussaint sich und seinen Helden dann doch, verteidigt seine skandalöse Methode. Einmal sogar beschwört der Dichter den Geist eines großen Lehrmeisters: „Was mir an der Malerei von Mondrian gefällt, ist sein Stillstand. Kein Maler ist dem Stillstand so nahegekommen. Stillstand ist nicht Abwesenheit von Bewegung, sondern die Abwesenheit jeder Aussicht auf Bewegung, er ist Tod. Die Malerei im allgemeinen ist niemals ohne Bewegung. Wie beim Schach ist ihr Stillstand dynamisch. Jeder Stein,

eine bewegungslose Kraft, ist eine potentielle Bewegung. Bei Mondrian ist der Stillstand unbeweglich. Vielleicht findet Edmondsson Mondrian deswegen todlangweilig. Mir macht er Mut."

Dem Leser geht ein Licht auf, die Szene ist erleuchtet, die Spannung ist weg.

Wie lange kann das Falschspiel funktionieren, wie oft läßt sich der Leser täuschen? Sobald man endgültig nichts mehr vom Roman erwartet, sobald man hoffnungslos sicher ist, daß alles immer so eintönig bleiben wird wie jetzt, hat der Autor sein Spiel verloren - denn nun wird der Leser zum Aussteiger. Und braucht nicht einmal eine Badewanne dazu.

Der Held organisiert umständlich ein Tennisspiel - keine Überraschung, daß es niemals stattfindet. Der Held bereitet sich gewissenhaft auf eine Operation vor - klar, daß er niemals unters Messer kommt.

Aber eine, eine einzige unerhörte Begebenheit ereignet sich doch. Eine kleine, tödlich-romantische Novelle mitten im grauen Gleichmaß der Dinge.

Der Held, zugleich vergreist und kindisch geworden, hat sich ein Wurf Pfeilspiel gekauft, fürs Hotelzimmer in Venedig: „Wenn ich mit den Wurf Pfeilen spielte, war ich ruhig und entspannt. Ich fühlte mich in Frieden mit allem. Die Leere überkam mich nach und nach, und ich ließ sie in mich eindringen, bis jede Spur von Spannung aus meinem Geist verschwand. Dann warf ich - mit einer blitzschnellen Geste - den Pfeil ins Ziel."

Bis Edmondsson kommt - und den Liebsten hinauslocken will aus seiner Gruft, hinaus in die Stadt, in die Kunst, in das Leben: „Edmondsson fand mich bedrückend. Ich ließ sie reden, spielte weiter mit den Pfeilen. Sie bat mich, damit aufzuhören, ich gab keine Antwort. Ich sandte die Pfeile ins Ziel, holte sie wieder zurück. Edmondsson stand vor dem Fenster und schaute mich scharf an. Sie bat mich noch einmal, aufzuhören. Mit aller Kraft warf ich einen Pfeil nach ihr, der in ihrer Stirn steckenblieb. Sie brach "zusammen, fiel auf die Knie. Ich ging auf sie zu, zog den Pfeil heraus (ich zitterte). Es ist weiter nichts, sagte ich, nur eine Schramme."

Dieses war das 75. Kapitel des zweiten Teils, das 115. des Romans. Weil Fräulein Edmondsson auch eine Fee ist, überlebt sie den mörderischen Anschlag, und die Liebe höret nimmer auf.

Und wenn die Liebe anfängt, hört die Sprache auf - das ist von Toussaints tausend Tricks vielleicht der schönste. An allen dramatischen Wendepunkten des Romans, an allen erotischen Gipfelpunkten werden die Kapitel einfach noch kürzer als kurz.

„Einen Augenblick später erschien Edmondsson mit strahlendem Gesicht. Sie wollte mit mir schlafen." So endete das 13. Kapitel. Und das 14. Kapitel hat dann nur fünf Buchstaben und einen Punkt: „Jetzt."